№ 90. Mittwoch, den 21. April 1875.

Abonnementspreis: Im ganzen deutschen Reiche: Jährlich: . . . 18 Mark, ¼jährlich: 4 Mark 50 Pf., Einzelne Nummern: 10 Pf. Ausserhalb des deutschen Reiches tritt Post- und Stempelzuschlag hinzu.

Insertionspreise: Für den Raum einer gespaltenen Petitzeile: 20 Pf. Unter „Eingesandt" die Zeile: 60 Pf.

Erscheinen: Täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage, Abends für den folgenden Tag.

Dresdner Journal.

Verantwortlicher Redacteur: Hofrath J. G. Hartmann in Dresden.

Insertionsannahme gewärtigen: Leipzig: Fr. Brandstetter, Commissionär des Dresdner Journals; ebendas.: Eugen Fort; Hamburg-Berlin-Wien-Leipzig-Basel-Breslau-Frankfurt a. M.: Haasenstein & Vogler; Berlin-Wien-Hamburg-Prag-Leipzig-Frankfurt a. M.-München: Rud. Mosse; Berlin: S. Korwick; Invalidendank, H. Albrecht; Bremen: E. Schlotte; Breslau: L. Stangen's Büreau; Chemnitz: Fr. Voigt; Frankfurt a. M.: E. Jaeger'sche u. J. C. Herrmann'sche Buchh., Daube & Co.; Görlitz: Ind.-D.; Hannover: C. Schüler; Paris: Havas, Laffite, Bullier & Co.; Stuttgart: Daube & Co., Hamburg: P. Kleudgen; Wien: Al. Oppelik.

Herausgeber: Königl. Expedition des Dresdner Journals, Dresden, Marguerithenstrasse No. 1.

Amtlicher Theil.

Dresden, 20. April. Ihre Majestäten der König und die Königin haben heute Allerhöchstihre Villa zu Strehlen bezogen.

Dresden, 19. April. Mit allerhöchster Genehmigung ist dem ersten Oberlehrer an der Thomasschule zu Leipzig, Dr. ph. Franz Emil Jungmann der Titel „Professor" verliehen worden.

Nichtamtlicher Theil.

Telegraphische Nachrichten.

München, Dienstag, 20. April, Morgens. (Tel. d. Dresdn. Journ.) **In einer gestrigen Versammlung des Vereins der Reichsfreunde gab der Präsident der Kammer der Abgeordneten, Frhr. v. Stauffenberg, eine Uebersicht über die Thätigkeit des Reichstags und erörterte die kirchliche, sowie die Militärfrage.**

Frhr. v. Stauffenberg erklärte eine Verminderung der Militärlast und ein Nachgeben der Regierung im Kirchenstreite für unmöglich und verlas schließlich eine von sämmtlichen liberalen Abgeordneten unterzeichnete Ansprache an die Wähler, welche die freisinnigen und reichstreuen Männer auffordert, ihre ganze Kraft einzusetzen im Kampfe gegen die Feinde des Reiches und des Staates, mögen sie für ihre Bestrebungen die Religion mißbrauchen, oder die Grundlagen der bürgerlichen Ordnung und Sitte durch die That untergraben.

Wien, Montag, 19. April, Abends. (Corr.-Bur.) **Ueber die Reise Sr. Majestät des Kaisers in das Innere von Dalmatien sind folgende Meldungen eingegangen:**

In Sinj bildete den Glanzpunkt der Festlichkeiten das historische Preisturnier, welches, zum Andenken an den von den Milizen der Eingeborenen gegen die belagernden Türken im Jahre 1715 erfochtenen Sieg gestiftet, unter ungeheurem Andrange vor dem Kaiser aufgeführt wurde. 24 den besseren Ständen angehörige Wettreiter, in historischen Trachten gekleidet, führten auf silberdrapirten Pferden mit Eleganz und Bravour das aus Ringstechen bestehende Spiel auf. Nach der Proclamirung des Sieges hielt der Feldmeister, Gutsbesitzer Tripals, eine patriotische Anrede an die Sinjaner und den Kaiser, worin er die historische Bedeutung des Festes darlegte, sowie die unbegrenzte Treue und Anhänglichkeit des Volkes an das Kaiserhaus betonte. Se. Majestät dankte gerührt. Hierauf fand ein Nationaltanz vor der Residenz Statt, welchem der Kaiser von den Fenstern zuschaute. Nach dem Diner besichtigte der Kaiser die glänzende Illumination und das Feuerwerk.

Heute Vormittag 10 Uhr traf der Kaiser, welcher von früh 3 bis 5 Uhr gearbeitet und sodann Sinj verlassen hatte, in Dernis ein. Die Dörfer, die der kaiserliche Zug passirte, errichteten Triumphbögen, die Landleute eilten überall von der Arbeit herbei und bereiteten dem Kaiser stürmische Ovationen. Bei zwei prachtvoll decorirten Triumphbögen wurde der Kaiser von den Ingenieuren und Arbeitern der hier begonnenen Eisenbahn begrüßt und nahm die Pläne entgegen.

Rom, Montag, 19. April, Abends. (Tel. d. Dresdn. Journ.) **Der päpstliche Nuntius Simeoni ist mit Gefolge heute nach Madrid abgereist.**

Im Senate wurde eine Petition des Patriarchen von Venedig wegen der Militärpflicht der Geistlichen an die Commission überwiesen.

London, Montag, 19. April, Nachts. (Tel. des Dresdn. Journ.) **In der heutigen Sitzung des Oberhauses beantwortete der Staatssecretär des Aeußern, Earl Derby, eine Anfrage des Earl Russell wegen des deutsch-belgischen Notenwechsels.**

Earl Derby erklärte, die bezüglichen Vorstellungen trügen einen freundschaftlichen Charakter. An England sei betreffs dieses Streitpunktes keinerlei Aufforderung ergangen. Sich über den Gegenstand jetzt zu äußern, wäre voreilig, weil man in England nur unvollkommene Kenntniß von den einschlägigen Thatsachen habe; aber er glaube, daß die öffentliche Meinung Europas über die vermeintliche Bedeutung des Zwischenfalls über Gebühr erregt sei, und sehe nach der gegenwärtigen Information dem weiteren Ergebniß ohne jede Beunruhigung entgegen. Die Regierung lege Werth auf den Frieden und auf die Unabhängigkeit Belgiens; er schätze sich glücklich, daß weder das Eine, noch das Andere gefährdet erscheine.

Auf eine Anfrage des Lord Stratheden in Betreff der Verträge Oesterreichs mit den Donaufürstenthümern erklärt Earl Derby, Oesterreich habe die Absicht einer Verletzung der bestehenden Verträge niemals zugelassen und die zwingende Gewalt seiner Verpflichtungen gegen die Pforte stets anerkannt. Die Differenz bestehe lediglich in einer verschiedenen Interpretation der Vertragsbestimmungen. Er (Derby) **sehe nirgends die Gefahr einer Störung des Friedens oder ernstlicher Verwickelungen.**

Im Unterhause beantwortete der Premier Disraeli eine Interpellation O' Reilly's, ob es wahr sei, daß deutscher Seits im Januar 1874 an England die Aufforderung gerichtet wurde, die deutschen Vorstellungen an Belgien wegen der ultramontanen Agitation zu unterstützen?

Disraeli erklärte: Der deutsche Reichskanzler war im Januar 1874 gezwungen, wegen der Conspiration zwischen den nach Belgien geflüchteten Jesuiten und den deutschen Katholiken gewisse Vorstellungen an Belgien zu richten, und deutete dem britischen Botschafter in Berlin an, England möge diese Vorstellungen unterstützen. Bei einer späteren Unterredung mit dem deutschen Botschafter in London drückte nur Earl Granville den Wunsch aus, es möge kein Differenzpunkt zwischen Deutschland und Belgien existiren. Belgien sei bezüglich seiner auswärtigen Beziehungen stets vorsichtig und bestrebt gewesen, seinen Nachbarn keinen gerechten Grund zur Klage zu geben; er (Granville) hoffe, Deutschland werde den Verhältnissen eines durchweg katholischen Landes Rechnung tragen. Neuerlich und dem jetzigen englischen Cabinet habe Deutschland niemals einen ähnlichen Wunsch geäußert.

London, Dienstag, 20. April. (Tel. d. Dresdn. Journ.) **Sämmtliche Morgenblätter besprechen die gestrige Interpellation über den deutsch-belgischen Notenwechsel und erklären, daß die Situation keinerlei Anlaß zu Befürchtungen darbiete.**

Tagesgeschichte.

* **Berlin,** 19. April. Wie die „N. Pr. Ztg." heute berichtet, stände die Rückkehr Sr. Majestät des Kaisers von Wiesbaden nach Berlin bereits am 2. Mai zu erwarten, auch würde die Ankunft Sr. Majestät des Kaisers von Rußland nicht am 10. sondern am 9. Mai von St. Petersburg in Berlin erfolgen. — Fürst Bismarck ist seit gestern von einem leichten Unwohlsein befallen worden, das ihn auch behinderte, in der heutigen Sitzung des Abgeordnetenhauses zu erscheinen (vgl. unten den Sitzungsbericht). Die „D. R.-Z." bemerkt hierüber: Ernster Natur scheint das Unwohlsein nicht zu sein, und wenn die Aerzte dem Reichskanzler riethen, sich heute von den parlamentarischen Verhandlungen fern zu halten, so handelte es sich namentlich darum, den Fürsten vor derjenigen Aufregung zu bewahren, welche ein derartiger Wortkampf immer in Gefolge hat, und dadurch möglichst eine Verschlimmerung zu verhüten. Wie wir übrigens hören, beabsichtigt der Reichskanzler sich noch im Laufe dieser Woche nach seiner lauenburgischen Besitzung zu begeben, um dort einige Tage zu verweilen, dann zurückzukehren und sich von hier aus nach Varzin zu begeben. — Nach der „N.-Z." bestätigt es sich in vollstem Umfange, daß Oesterreich und Rußland die Vorstellungen der deutschen Regierung in Brüssel unterstützt haben. Nach verbürgten Mittheilungen aus hiesigen diplomatischen Kreisen ist der österreichische Gesandte in Brüssel schon vor 10 Tagen angewiesen worden, dem belgischen Cabinet mündlich zu eröffnen, daß Oesterreich die Vorstellungen der deutschen Note vom 3. Februar als vollständig begründet erachte und der belgischen Regierung nur den freundschaftlichen Rath ertheilen könne, den deutschen Wünschen so weit als irgend thunlich entgegenzukommen. Rußland soll in gleicher Weise nur noch in dringlicherer Form die deutsche Note bei dem belgischen Cabinet unterstützt haben. — Die Beschwerde der Oberstaatsanwaltschaft des Kammergerichts, betreffend die Massenverbreitung der vom Abg. Wendt im Abgeordnetenhause verlesenen Encyklika durch die „Germania", gelangte am 16. d. M. beim Obertribunal zur Verhandlung. Bekanntlich hatte die Rathskammer des hiesigen Stadtgerichts die vom Staatsanwalt wegen dieser Verbreitung beantragte Untersuchung abgelehnt. Diesem Beschlusse hat sich das Kammergericht und, wie die „N. A. Z." heute berichtet, nunmehr auch das Obertribunal angeschlossen, indem dasselbe durch seinen Beschluß die Beschwerde der Oberstaatsanwaltschaft zurückwies.

— Die „Köln. Ztg." bringt eine Analyse der zweiten Note vom 15. April d. J., welche Graf Perponcher im Auftrage der deutschen Regierung geschrieben und am 16. April Abends dem belgischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten mitgetheilt hat.

Die deutsche Regierung drückt zuerst ihr Bedauern über die in der belgischen Antwort vom 26. Februar enthaltene Ablehnung aus. Belgien sei allerdings am besten im Stande, die parlamentarischen Schwierigkeiten zu schätzen, welche sich der Verwirklichung der angeregten nothwendigen Abhülfe entgegenstellen. Belgien sei aber auch gewiß überzeugt, daß es sich in erster Linie darum handle, der sachlichen Nothwendigkeit jener Abhülfe gerecht zu werden, während die Prüfung der Schwierigkeiten, die bei der Ausführung in Frage kommen, erst in zweiter Linie stehe. Die Erörterung der Frage, wie die völkerrechtliche Aufgabe jedes Staates zu lösen sei, die Angehörigen der Nachbarstaaten vor Störungen des innern Friedens von seinem Gebiete aus zu schützen und die Beeinträchtigung der nationalen Beziehungen fernzuhalten, interessirt nicht nur Belgien, sondern gleichmäßig alle Staaten, die sich die Pflege des allgemeinen Friedens und guter nachbarlicher Beziehungen zur Aufgabe stellen. Jede Zeit hat diese Frage nach den abwaltenden Bedürfnissen und vorhandenen Möglichkeiten zur Abwehr fremder Einwirkung auf die Sicherheit des Staates zu beantworten gehabt. Die gegenwärtige Zeit ist nicht mehr danach angethan, wie früher, die Einzelsouveränetät den internationalen Verpflichtungen gegenüber ausschließlich festzuhalten. Hier wird auf die Verwebung und empfindliche Wechselwirkung der Verkehrsmittel, die daraus erwachsene Solidarität der Interessen, sowie die in demselben Verhältnisse vermehrten Actionsmittel der dem gegenseitigen Frieden feindlichen Elemente hingewiesen. Das Alles sei in einem Maße der Fall, wie es noch vor einem Menschenalter nicht vorhergesehen werden konnte. Die Note folgert daraus, daß kein Staat von der Rückwirkung derartiger Störungen des regelmäßigen Verhältnisses frei bleiben könne. Wenn der Verwirklichung der Abwehr mannichfache Hindernisse entgegenstehen, so werde ein freundlicher Meinungsaustausch die Aufgabe erleichtern, wie dies schon jetzt durch die öffentliche Discussion, welche durch die bisherige Erörterung hervorgerufen sei, in erfreulicher Weise geschehen. In Deutschland sei dadurch selbst die Aufmerksamkeit der Reichsbehörden auf die in Deutschland bestehende, den belgischen Zuständen analoge Lücke der Gesetzgebung, bezüglich des Schutzes anderer Staaten gegen Unternehmungen deutscher Unterthanen, gelenkt worden. Bisher wären keine Reclamationen fremder Regierungen gegen solche feindliche Unternehmungen erfolgt, weil eine Einmischung deutscher Unterthanen nicht stattgefunden hat. Der Reichskanzler habe demnach keine Zeit verloren, die Reichsbehörden zu der Erwägung aufzufordern, durch welche gesetzliche Bestimmungen sich der Schutz des Auslandes und des innern Friedens der Nachbarstaaten gegen eventuelle Störungen durch die Reichsgesetzgebung sicher stellen lasse. Welche Aufnahme dies seiten der gesetzgebenden Factoren des Reiches finden werde, läßt sich allerdings noch nicht übersehen. Die Note drückt alsdann den Wunsch aus, daß Belgien diesem Beispiele folgen und dadurch einen neuen Beweis von dem seinerseits wiederholt hervorgehobenen Werth geben möge, welchen es den guten Beziehungen zum deutschen Reiche beimesse. Mißlinge der Versuch, so werde doch die öffentliche Auffassung geklärt und ein Einvernehmen aller gleichmäßig interessirten Staaten herbeigeführt werden. Die Note tritt dann in dem schon von dem belgischen Minister des Auswärtigen mitgetheilten Wortlaute den in der Presse aufgetretenen Entstellungen, als habe es die deutsche Regierung auf die Freiheit der belgischen Presse abgesehen, nachdrücklich entgegen. Es sollte keine Einmischung in die innern Verhältnisse Belgiens stattfinden, sondern fremde Einmischung in Deutschlands innere Verhältnisse abgewehrt werden. Zum Schluß wiederholt die Note, welche Verpflichtungen namentlich für Belgien aus seiner Neutralität zumal gegenüber den Garantiemächten erwachsen, und macht zum Beweise der friedlichen und freundnachbarlichen Absichten Deutschlands darauf aufmerksam, daß der Gedankenaustausch unter der deutscherseits gewährten Mitwissenschaft der Mächte stattgefunden habe.

Weiter enthält die „K. Z." nachstehendes Telegramm aus Berlin: Es scheint richtig, daß auch die neue deutsche Note an Belgien denselben Regierungen, wie die frühere, mitgetheilt werden soll, falls dies noch nicht geschehen ist. In politischen Kreisen befestigt sich die Annahme, daß der Reichskanzler, wie das auch aus dem Inhalt der neuern Note hervorgeht, ein Einvernehmen aller betheiligten Staaten über die zur Sprache gebrachten Fragen herbeiführen möchte.

L. **Berlin,** 19. April. In der heutigen Sitzung des **Abgeordnetenhauses,** welcher am Ministertische die Staatsminister Camphausen, Dr. Leonhardt, Dr. Falk, Dr. Friedenthal und Dr. Achenbach beiwohnten, stand auf der Tagesordnung die dritte Berathung des Gesetzes, betreffend die Aufhebung der Artikel 15, 16 und 18 der Verfassungsurkunde. Die Generaldiscussion eröffnet

Abg. Dr. Windthorst (Meppen): Sowohl dem Inhalte als der Tendenz nach sei die Vorlage, welche heute das Haus beschäftige, eine so wichtige und ernste, wie eine ähnliche demselben noch nicht vorgelegt worden sei. Er fürchte, der kurze Satz, auf dem dies Gesetz ruhe, werde verhängnißvoll werden, sowohl für den preußischen Staat als auch für Deutschland. Er bedaure zunächst die Uebereilung, mit der die Vorlage hier im Hause behandelt werden sei, deren zweite Lesung sich ja nur auf eine Abstimmung beschränkt habe. Dies glaube er klar machen zu müssen, damit man ersehen könne, wie leicht jetzt Verfassungsbestimmungen wiegen. In der ganzen Verfassung seien die drei obigen Paragraphen sicher mit die wichtigsten, und es werde einst eine Zeit kommen, wo man sie wieder anziehen werde. Diese Bestimmungen bildeten nach der Reformation einen Abschluß der Kämpfe in Deutschland. Jetzt wolle man also die Garantie, welche man für die freie Bewegung jeder Religionsgesellschaft in Deutschland geschaffen, beseitigen, ohne auch nur anzudeuten, was an deren Stelle treten solle. Im Zerstören scheine man gleichsam zu sein, als im Aufbauen. Hätte die Regierung bei der Vorlegung dieses Gesetzes ein klares, festes Programm gezeigt, so würde vielleicht leicht darüber zu discutiren sein, statt dessen habe die Regierung gar nichts gethan, denn die Aeußerungen der einzelnen Minister möchten ganz interessant sein, hätten jedoch gar keine Bedeutung. Uebrigens glaube er nicht, daß die Existenz aller Religionsgesellschaften in Deutschland auf Artikel 15 beruhe, ihr garantirtes Recht könne man ihnen auch durch Beseitigung dieser Verfassungsbestimmungen nicht nehmen. Dennoch bleibe es ein trauriges Ereigniß, daß man sie beseitigen und so gegen den bestehenden Rechtszustand ankämpfen wolle. Es würden dadurch alle Gemüther, die überhaupt noch ein Interesse an der Kirche haben, in Unruhe versetzt. Redner wendet sich hierauf gegen die früheren Ausführungen des Ministerpräsidenten, dessen Nichtanwesenheit er bedauert. Nach den früheren Erklärungen des Herrn Fürsten Bismarck und den jetzigen Aeußerungen desselben im Herrenhause wie hier über das Vaticanum möchte er annehmen, daß dieser dasselbe gar nicht gelesen, jedenfalls, daß er es nicht verstanden habe. Die Bedeutung des Vaticanum legt nun der Führer des Centrums eingehend dar. Der Papst sei ein sündiger Mensch wie wir und unfehlbar nur in Sachen des Glaubens und der Sitte, welche er ex cathedra durch göttlichen Beistand verkünde. Gott brauche ihn als sein Organ, um uns durch ihn seinen Willen zu verkünden. Was die confessionelle Partei betreffe, so habe diese gerade damals bestanden, als die fraglichen Artikel gemacht seien, und sie sei dann wieder erstanden, als sie durch das Wetterleuchten, welches der Petitionsbericht des Abg. Gneist über den Klostersturm hervorrief, erkannten, daß ein Gewitter im Anzuge sei. Auch sei die Partei des Centrums keine confessionelle, sondern sie habe den Zweck, die unveräußerlichen Rechte beider Kirchen zu vertreten, und schließe darum eine Reihe von wackeren protestantischen

Feuilleton.

Redigirt von Otto Banck.

Literarische Revue.

Wenn uns aufrichtiges Ringen ein lesenswerthes Buch entgegenbringt, mindert es die herbe Aufgabe, zugleich auf den Schatten hinzuweisen, der das betreffende literarische Gebiet so unangenehm verdunkelt.

In der modernen Novellenliteratur tritt uns, mit Ausnahme weniger schaffenden aber nicht immer der stärksten Kräfte von Beruf, die trübe Gesammterscheinung entgegen, daß innerliche Bedürfniß des Dichtens von Seiten der Schriftsteller überschätzt oder mindestens mit dem Ehrgeiz des Producirens, mit der praktischen Berufsbetriebsamkeit verwechselt zu sehen. Dies führt zu einem zu emsigen, zu oft wiederholten, zu vielfach variirten Ausbeuten der wirklichen Lebenserfahrungen, dieses Erzes, aus welchem das Metall der Dichtung ausgebracht werden soll. Durch jenes Wühlen unnützer Schachte wird viel armes, ja taubes Gestein mit desto reicherer Selbsttäuschung zu Tage gefördert und es erklärt sich daraus leicht, weshalb in unserer poetischen Production, und ganz besonders in der zumeist gepflegten und zumeist beliebten, der Novelle, die hoffnungerweckenden, talentvollen Anläufe, die talentvollen Fortbestrebungen unverhältnißmäßig überragen.

Man schafft auf das Conto alter Erinnerungen hin immer weiter und wartet nicht, bis neue realistische Eindrücke und individuelle Wandlungen durch das Leben selbst den Schatz der Beobachtungen, der genossenen Freuden, der erlittenen Schmerzen zu einer dichterisch brauchbaren Summe bereichert haben. So kommt der wirklich Befähigte sehr oft in den Fall, sich durch meist unbewußte, immer abgeschwächtere Reproductionen seines eigenen Ich zu überleben, ehe er als Mensch zu leben ordentlich angefangen. Und hier ist der Punkt, wo viele wahrhaft Befähigte fast ganz zu demselben Resultate gelangen, welches einer Unzahl von Romanschriftstellern ebenso genügt, wie ihren trivialen Freunden im Publicum. Sie nennen es dichten, wenn sie mit scheinbarer Wärme von historischen Thaten, menschlichen Zuständen, Herzensconflicten und gesellschaftlichen Problemen erzählen, für die sich ihre Seele in der Wirklichkeit niemals eine Minute lang interessirt hat, für deren störende Existenz sie in ihrem behaglichen Materialismus nur eine Theilnahme beim Publicum voraussetzen und bei der Behandlung dieser Dinge, vom Metier und der Eitelkeit gestachelt, in keiner verdienstvolleren Weise wach und munter bleiben, als der Falke, den man durch Schaukeln in seinem Ringe nicht einschlafen läßt. Und sie werden dabei auch wirklich schwindlich, dienstfertig stumpfsinnig und äußerst zahm wie ein Falke, denn wenn sie der Jägermeister, ihr famoser Buchhändler, aus dem Käfig holt und ihnen die Narrenkappe von den Augen nimmt, so stoßen sie auf jede literarische Beute, die ihnen in Luft und Wasser, Feld und Wald gezeigt wird.

Auf diese Weise werden gewöhnlich, mit Respect zu sagen, die großen culturgeschichtlichen und biographischen Romane und die zahllosen Novellen geschrieben, welche als Novitäten die Leihbibliotheken bevölkern helfen. Neun Zehntheile davon stellen mit Leidenschaft dar, was dem Verfassern stets gleichgiltig war und sein wird.

Dieser Indifferentismus, diese Verkommenheit spannungsloser Production, seelenarmer Mechanik sind nicht die Folgen der Vielschreiberei, sondern im Gegentheil, die Vielschreiberei wird erst durch das Nichtvorhandensein oder unsittliche Aufgeben jener psychischen und herzlichen Beziehungen möglich, welche zwischen dem Producenten und seiner Arbeit das unentbehrliche Lebensband bilden müssen.

Der Einzelne, auch der begabteste, könnte es nicht erreichen, diese Versunkenheit durch ein edleres Streben in den Augen der Menge zu entwerthen. Aber immerhin wirkt das gute Beispiel für die Gebildeteren im Publicum anregend und giebt Hoffnung auf eine Erhebung allgemeiner literarischer Principien. Und so haben wir allen Grund, Leistungen mit Freude entgegenzunehmen, bei deren Production das nothwendige geistige Verhältniß zwischen dem Schriftsteller und seinem literarischen Stoff mit Ernst und innerer Weihe gewahrt ist.

Alle Diejenigen — und ihre Zahl ist klein —, welche auf diesem gediegenen Wege ihre beste Kraft aufbieten, haben sich dem schärfsten Rigorismus gegenüber das Grundrecht zum Produciren erworben, ein Recht, das nicht, wie man voreilig annimmt, vom angestammten Talent, sondern vielmehr von der ästhetischen Entwicklung und gewissenhaften Verwerthung desselben abhängt. Wo für diese der reine Wille spricht, findet der edel Strebende zum literarischen Ausleben seines Individuums und seiner Lebenserkenntnisse für sein Ihren, wie für sein Gelingen ein unbestreitbares Feld.

In dieser Bethätigung der wachen Arbeit, bei der der Autor sich selbst und seine literarischen Tendenzen hütet, berührt eine Edition „Neue Novellen" von Adolph Stern (Leipzig, Verlag von J. J. Weber) den denkenden Leser angenehm und als eine willkommene Mehrung zweckklarer Bestrebungen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine verunglückte Luftschifffahrt.

Ueber die in unserem gestrigen Blatte kurz erwähnte letzte Fahrt des „Zenith", welche Crocé-Spinelli und Sivel das Leben kostete, liegt jetzt ein ausführlicherer Bericht vor, welchen Tissandier, der überlebende Luftschiffer, an die Pariser Luftschifffahrtsgesellschaft gesandt hat. Derselbe ist aus Ciron (Indre) vom 16. April datirt und lautet:

„Ein officielles Telegramm hat Ihnen Kenntniß von dem schrecklichen Unglück gegeben, welches Sivel und Crocé-Spinelli betroffen hat. Die Erstickung ergriff sie in den hohen Luftregionen, welche wir erreicht hatten. Ich werde Ihnen mittheilen, was ich von diesem Drama wissen kann, denn zwei Stunden hindurch befand ich mich in einem Zustande vollständiger Bewußtlosigkeit. Das Aufsteigen aus der Gasanstalt von Villette ging gut von Statten. Um 1 Uhr Nachmittags waren wir schon mehr als 5000 Meter (Druck 400) hoch. Wir hatten die Luft in Pottaschefläsche eingelassen, unsere Pulsschläge gezählt, die innere Temperatur des Ballons gemessen, die mehr als 20 Grad betrug, während die äußere Luft weniger als 5 Grad erwies. Sivel hatte die Gondel geschichtet, Crocé sich seines Spectroskops bedient. Wir waren Alle sehr vergnügt. Sivel warf Ballast aus; wir stiegen auf, indem wir Sauerstoff einathmeten, der eine treffliche Wirkung hervorbringt. Um 1 Uhr 20 Min. gab das Barometer 320 M. an; wir befanden uns in einer Höhe von 7000 Meter, die Temperatur betrug weniger als 10 Grad. Sivel und Crocé sind bleich; ich fühle mich schwach, ich athme Sauerstoff ein, was mich ein wenig auffrischt. Wir steigen immer fort. „Wir haben viel Ballast; soll ich welchen herunterwerfen?" fragte Sivel. Ich antwortete ihm: „Thun Sie, was Sie wollen!" Er wendet sich zu Crocé und stellt die nämliche Frage an ihn. Crocé winkte sehr energisch Ja mit dem Kopfe. Wir hatten in der Gondel fünf Säcke Sand (jeder derselben im Gewicht von 50 Pfd.); zum wenigsten vier hingen an